



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

das gesättigte Frankreich

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Erwerb Belgiens, die Erfüllung dieser uralten Sehnsucht, wurde abgelehnt, als Joseph II. die Abtretung anbot, weil man fand, jeder Ersatz, den Österreich für diese entfernte und schwierige Provinz fordern könnte, würde es stärker, würde es zu stark gemacht haben.

Das Frankreich von damals glaubte wohl, einer Ausdehnung seiner Grenzen überhaupt nicht zu bedürfen. Es herrschte ja im Reiche des Geistes. Französischer Geschmack und französische Sitten, französische Sprache und französische Ideen hatten seit den Tagen Ludwigs XIV. die Welt erobert. Am meisten die deutsche Welt. Zum zweitenmal geschah, was schon sechshundert Jahre früher geschehen war: Deutschland empfing vom westlichen Nachbar die geschliffenen Formen höherer Gesittung. Die Bildung der Höfe und des Adels wurde französisch, Französisch war die Umgangssprache der vornehmen Welt. Am Vorbild der Franzosen suchte die deutsche Dichtung unter Gottscheds Führung sich aus den Niederungen volkstümlicher Roheit emporzuarbeiten, aus Frankreich kamen die Ideen von Aufklärung, Menschheit und Menschenwürde zu uns, an denen die Gebildeten sich erbauten. Wie sollte das politisch schwache Deutschland, ohne große Überlieferung — die Heldenzeit des Mittelalters war längst vergessen und wurde nicht mehr verstanden —, ohne nationale Literatur, ohne klares Bewußtsein seiner selbst, wie sollte es der geistigen Vormacht des mächtigen, stolzen, fest auf den Traditionen einer langen und großen Vergangenheit ruhenden Nachbarvolkes sich entziehen, wenn sogar der Sieger von Roßbach danach geizte, als französischer Philosoph und Dichter zu glänzen?

Die französische Nation hat in den ersten fünfzehn Jahren der Regierung Ludwigs XVI. das Gefühl gehabt, auf einer Höhe zu stehen wie nie vorher. Reich, blühend, gebildet wie keine andere, im Gefühl täglich neuen Fortschritts und steter Vervollkommnung des Geistes, stolz auf sich selbst, von allen Völkern als führendes Vorbild anerkannt und bewundert, glaubte sie im Besitze ihrer hohen Menschheitsphilosophie ein Goldenes Zeitalter zu erleben.

Auch in der Politik fühlte man sich zufrieden und gesättigt. „Frankreich, wie es ist,“ so stellte Vergennes 1777 seinem König vor, „hat Vergrößerungen viel mehr zu fürchten als zu erstreben. Größere Ausdehnung wäre ein Gewicht an seinen Extremitäten, das das Zentrum schwächen würde. Es besitzt bei sich alles, was die wirkliche Macht darstellt: fruchtbaren Boden, kostbare Waren, die die andern Nationen nicht entbehren können, eifrige und unterwürfige Untertanen.“ Sein König ist der von der Vorsehung bestellte Richter, um Rechte und Eigentum der andern Souveräne zu schützen. „Wenn Ehrgeiz und Habgier seine Seele nicht berühren, wenn er nichts will als Ordnung und Recht, so wird sein Beispiel mehr bewirken als seine Waffen. Gerechtigkeit und Friede werden überall herrschen, und ganz Europa wird dieser Wohltat dankbar Beifall zollen, die es der Weisheit, der Tugend und Großmut Eurer Majestät zu verdanken sich bewußt sein wird.“ Man sollte es nicht glauben, daß ein französischer Außenminister, hundert Jahre nach Ludwig XIV. und Louvois, diese Sprache geführt hat. Aber so dachten sie damals alle, die in der hohen Politik lebten und wirkten, ein Talleyrand, der betont, der wahre Reichtum bestehe nicht darin, fremden Besitz anzutasten, sondern den eigenen zur Geltung zu bringen; ein Mirabeau, der es tadelt, daß der Minister des Äußern für die Hauptperson in der Regierung gehalten werde, der jede Abrundungspolitik als ungerecht verwirft und — man glaubt sich um hundertfünfzig Jahre zu irren — einen Gebietstausch ohne Befragung der Bevölkerung als tyrannische Gewalttat brandmarkt. Sie singen alle in mannigfachen Variationen das Lied, zu dem Montesquieu, das politische Orakel der aufgeklärten Liberalen, fünfundzwanzig Jahre früher den Ton angegeben hatte: „Der Monarch braucht Weisheit, um seine Macht zu vergrößern, er braucht nicht weniger Vorsicht, um sie zu beschränken. Wenn er die Nachteile der Kleinheit beseitigt, soll er stets den Blick gerichtet halten auf die Nachteile der Größe.“

Die Stimme klingt uns bekannt: haben nicht schon unter Heinrich IV. der Herzog von Sully, der Kanzler Pasquier

ebenso gesprochen, als sie ihrem König die Gefahren unersättlicher Begehrlichkeit und die Notwendigkeit der Selbstbeschränkung vor Augen hielten? Den praktischen Kommentar zu dieser weisen Lehre hatte damals schon nach zwanzig Jahren die Politik Richelieus zu geben begonnen, die um der eigenen Sicherheit willen Eroberungen machte und als letztes Ziel die französische Hegemonie ins Auge faßte. Drei Menschenalter lang war Frankreich diesen Wegweisern gefolgt und hatte die Welt daran gewöhnt, daß es zu wachsen und zu herrschen verlange und sich befugt glaube. War das alles vorbei? Waren denn die alten, jahrhundertlang festgehaltenen Überlieferungen vom Erbe Karls des Großen, von den natürlichen und historischen Grenzen des Landes ganz vergessen, die Kampflust und der kecke Unternehmungsgeist der früheren Tage völlig erstorben?

Man hätte es glauben können, wenn man nur auf die Reden achtete, die in den eleganten Salons der vornehmen Gesellschaft, in den behaglichen Arbeitsräumen der Minister und Diplomaten und derer, die es werden wollten, geführt wurden. Aber es gab noch ein zweites Frankreich, das von Staat und Regierung schon seine eigenen Vorstellungen hatte und auch über die auswärtige Politik, die dem Lande fromme, anders dachte: das Frankreich der Kaufleute und Industriellen, der Anwälte und Tagesschriftsteller, der Ehrgeizigen und Enttäuschten, das Frankreich des unruhigen, begehrliehen, unzufriedenen Mittelstands. Wenig genug hatte dieser bisher bedeutet in dem Lande des Adels, das Frankreich mehr als irgend ein anderes in Europa gewesen war. Er hatte immer nur gedient und gehorcht und den Adel nachzuahmen gesucht, niemals selbst etwas sein wollen. Neuerdings aber hatte er sich gewandelt, Reichtum und Bildung hatten sein Selbstbewußtsein geweckt, dem bevorzugten Stande fühlte er sich ebenbürtig, überlegen, behauptete wohl, die Nation schlechthin zu sein, und forderte für sich den entsprechenden Anteil am Staat. Es wohnten gleichsam zwei Parteien in einem Hause, Parteien, die einander sehr unähnlich waren. Noch fühlte sich die gute Gesellschaft in den prächtigen